

Studenten können das besser

Neue Bauten unter der Lupe des Architekturquartetts

Von Adrienne Braun

So etwas gab es in der Geschichte des Ludwigsburger Architekturquartetts noch nie. Bevor auf dem Podium diskutiert wird, besichtigt die Viererrunde gewöhnlich die zur Debatte stehenden Gebäude. Man studiert Pläne und Querschnitte, beäugt Türgriffe, Fugen und Abschlüsse. Beim nunmehr 23. Quartett stand auch die neue Hauptverwaltung der EnBW am Fasanenhof auf dem Programm. Eine Besichtigung des Gebäudes jedoch wurde nicht genehmigt. Pläne und Fotos wurden nicht zur Verfügung gestellt. Versuche, eigene Fotos zu machen, wurden vom Sicherheitspersonal brüsk verhindert. Dass das Quartett es zumindest in die Eingangshalle des gigantischen Bürokomplexes schaffte, verdankte es allein der Tatsache, dass im EnBW-Foyer derzeit eine Ausstellung über den menschlichen Verdauungstrakt („Faszination Darm“) gezeigt wird.

Der Energieversorger konnte mit seiner Blockadehaltung dennoch nicht verhindern, dass sich das Architekturquartett eine Meinung bildete über den Neubau an der B 27. Und die war harsch. Auf dem Podium in der Ludwigsburger Musikhalle hagelte es Kritik. Ein „Gefängnisbau“, hieß es da, bestenfalls „Hochbau“, aber „keine Architektur“. „Ich habe selten ein so liebloses Verhältnis von einem Konzern zu seinem Gebäude gesehen“, meinte der Zürcher Architekt Ernst Hubeli. Sein Frankfurter Kollege Stefan Forster setzte noch eins drauf: „Wie lieblos geht der Konzern mit der Stadt um?“ Denn die EnBW hat sich vom Masterplan für den Fasanenhof distanziert – und niemand hat ihr Einhalt geboten. „Die Stadt ist doch schon genug versaut worden“, sagte Forster, „warum macht man da gerade so weiter?“

Klare Worte. Aber genau das macht den Reiz des Ludwigsburger Architekturquartetts aus, dass Architektur kritisch durchleuchtet und oft schonungslos auseinandergenommen wird. Das funktioniert nur, weil die Moderatorin und StZ-Redakteurin Amber Sayah auf das Podium stets Gäste von außerhalb einlädt, die sich nicht um Befindlichkeiten und Lobbyismus scheren müssen.

Entsprechend hielt sich die Runde auch nicht zurück, als sie auf das Porsche-Museum des Wiener Büros Delugan Meissl zu sprechen kam. Was halten die Experten davon? Nichts. „Ein Studentenentwurf, der auf Geheiß und Verderb umgesetzt wurde“, so Fors-



ter. Ein „Irrsinnsaufwand, um achtzig Autos unterzubringen“, sagte er: durch die Wirtschaftskrise zum „Zombie“ mutiert.

Dass sich einer wie Forster in Rage reden kann, versteht man. Sein Büro ist auf Wohnungsbau spezialisiert, er hat sich auf die Fahnen geschrieben, die Architektur mit dem Menschen zu versöhnen. Wenn ein Büro sich wie Delugan Meissl so verkalkuliert und das Porsche-Museum nicht, wie geplant, fünfzig Millionen Euro gekostet hat, sondern schließlich „100 Millionen rausgekloppt wurden“, dann sieht er den gesamten Berufsstand in Mitleidenschaft gezogen. „Das geht für unseren Stand der Architekten nach hinten los.“

Der Sprachkünstler Timo Brunke vertrat auf dem Podium die Position des Nicht-Architekten und Stuttgarters. Er sei vom Porsche-Museum beeindruckt, „so einen Spiegel habe ich noch nie gesehen“, meinte er zu der reflektierenden Unterseite des Museumskörpers, der ihn an einen Andachtsraum erinnert. „Den Spiegel kann man viel billiger haben“, belehrte ihn Ernst Hubeli, der die Form des Gebäudes für „absolut beliebig“ hält. Hubeli ist Professor am Institut für Städtebau in Graz und macht „solche Dinge mit den Studenten als Fingerübung im ersten Semester“. Die Formen, die seine Anfänger entwickelten, seien allerdings um Längen besser als das, was Delugan Meissl entworfen haben. Für den Bauherrn Porsche hatte Hubeli deutliche Vokabeln parat: „Ungebildet, dumm, schwachsinnig“.

Als Schweizer hat man es eben leichter, Porsche zu kritisieren. Wobei auch Amber Sayah anmerkte, dass gerade in Stuttgart das bauingenieurtechnische Knowhow vorhan-



Zu viel Aufwand für achtzig Autos: das Porsche-Museum (oben). Ein unwirtschaftlicher Ort: die EnBW-Zentrale (links), zu profan: das Haus der Katholischen Kirche Fotos Mierendorf (2), dpa

den gewesen wäre, um einen solchen Bau mit einem Bruchteil an Konstruktions- und Materialaufwand zu realisieren. Immerhin wurden 6000 Tonnen Stahl verbaut.

Hätte man das Haus der Katholischen Kirche in der Stuttgarter Königstraße nicht vor, sondern nach der Diskussion um die EnBW-Zentrale verhandelt, das Urteil wäre wohl milder ausgefallen. So aber kritisierte Forster, dass der Eingang ausschaue „wie nebenan bei H & M“: „eine vertane Chance“. „Eine Hotellobby mit traditionellem Kreuzifix“, meinte Brunke, „das hat fast obszöne

Züge“. Ihm ist das Haus des Architekten Anton Ummenhofer zu katholisch, Hubeli ist's zu protestantisch, Amber Sayah fühlt sich in dem Café dennoch wohl, Hubeli erinnert es atmosphärisch eher an eine Bank. Er hält es für einen Kardinalfehler, dass man von der Entwurfsidee eines Platzes ausgegangen ist, dabei handle es sich dem Typus nach um eine Passage. Einig war man sich aber doch, dass man hier auf hohem Niveau nörgle. „Im Vergleich zu dem, was uns tagtäglich zugemutet wird“, sagte Stefan Forster, „ist das ein hoher Standard.“